

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1954-1955)
Heft: 7

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

DIE NEUEN MANESSE-BÄNDE

Die Reihe, nicht mehr wegzudenken aus dem literarischen Leben, und im Volk aller Stände beliebt, wird durch ein paar originelle Bändchen fortgesetzt, die aufs neue den Sinn der Herausgeber für das sichtbar Wertbeständige, aber auch ihren bewundernswerten Spürsinn für das zerstreut Abseitige, Unbekannte, der Beachtung und Erhaltung jedoch würdige und weltfähige Schriftgut der Nationen bezeugen. Beide Arten halten sich auch bei den neuen Publikationen das Gleichgewicht.

Ein Kuriosum ist der Zigeunerroman «Die Ursitory» von *Matéo Maximoff*. Die Mutter des Verfassers war eine französische Bohémienne und sein Vater ein südrussischer, weit herumgekommener und in elf Sprachen sich verständigender Kupferschmied. Maximoff ist kein Außenstehender, sondern selber Angehöriger eines noch existierenden und umherziehenden Zigeunerstammes. Sein Roman, von Walter Fabian aus dem Französischen in ein lebendiges Deutsch übertragen und von Hanny Fries «zigeunerisch» illustriert, ist voll Romantik, aber nicht jener landläufigen, operettenhaft verkitschten Zigeunerromantik, sondern einer echten, der wirklichen, das romantische Lebensgefühl der immer noch schweifenden Stämme und ihre ungebundene Lebensweise zum Ausdruck bringenden. «Ungebunden» ist vielleicht übertrieben: diese Menschen sind an ihre Toten, ihre uralten Traditionen und an ungeschriebene harte Gesetze fester gebunden als die zivilisierten, festzitzenen Völker an ihre Gesetzbücher. Lebende und Tote wachen erbarungslos über die strenge Einhaltung der allen bekannten Satzungen, für deren Verletzung Ausstoßung und Tod dem Fehlbaren warten. Maximoffs Erzählung wurzelt ganz in den Ueberlieferungen seines und der ihm befreundeten Stämme. Dämonen werden lebendig und greifen als «Ursitory», als eine Art personifizierter Schicksalsmächte ins Leben der Menschen ein. Die spannenden abenteuerlichen Geschehnisse im Roman entsprechen wirklichen Begebenheiten, wobei das Phantastische als Element eine entscheidende Rolle spielt. Das andere ist die Natur in ihrer Ganzheit. Menschlicher Urlaut erfüllt die spannungsgeladene Atmosphäre dieses unheimlichen Romans, der in seiner urtümlichen Schlichtheit außerhalb der Zeiten steht.

Ein interessantes Nachwort von Karl Rinderknecht gibt über Autor und Zigeunertum erschöpfend Auskunft.

Edith Oenone Somerville und Martin Ross, das originelle Freundinnen- und Schriftstellerinnenpaar ist den Kennern der Manesse-Bibliothek durch den Band «Irische Erzähler» vertraut. Die beiden haben aber neben ihren irischen Erzählungen, Humoresken und Satiren auch einen Roman geschrieben, der von den Iren maßvoll gewürdigt wird und in England längst klassische Geltung hat: «Die wahre Charlotte». Dieser Roman einer bestimmten irischen Gesellschaftsklasse hat neben seiner literarischen auch kulturhistorische Bedeutung. Er schildert das langsame, unaufhaltbare Absterben der anglo-irischen Feudalklasse, deren Tragik es war, im Lande, das sie sich zu eigen gemacht hatte, ohne tiefere Verbundenheit mit der angestammten Bevölkerung zu leben, was zu den Komplikationen führte, die in diesem Roman an

Hand weniger, aber typischer Vertreter den Mittelpunkt der Handlung bilden. Die Autorinnen haben ein Stück eigener Familiengeschichte hineinverwoben, was dem Realismus ihres Werkes den Reiz des Unmittelbaren verleiht. Charlotte selbst ist eine Gestalt von wahrhaft Balzacscher Konzeption; aber auch die übrigen Figuren aus der Welt der anglo-irischen Kolonisten sind aus dem direkten Erlebnis herausgewachsen, so daß sich die jäh Zusammenballung der Konfliktenreihen ohne romanhafte Bemühungen von selbst ergibt. Auch in diesem Roman verraten die Verfasserinnen ihren angeborenen Sinn für Situationskomik und für das unvermeidlich Heitere, wie es sich vom pathetisch-maskiert Menschlichen immer wieder blitzartig abspaltet und dieses ins Komische travestiert.

Der Roman ist von Elisabeth Schnack in ein flüssiges, seine meisterliche Kleinkunst besonders aufmerksam betreuendes Deutsch übertragen und von Francis MacManus mit einem aufschlußreichen Vorwort versehen.

Das dritte von den drei zum erstenmal in deutscher Sprache erscheinenden Romanwerken ist der von Franz Kuhn sorgfältig übertragene und mit einem von genauen Kenntnissen zeugenden Begleitwort versehene chinesische Roman «Die schwarze Reiterin» von Wen Kang. Das über 900seitige Buch, geschmückt mit einem den chinesischen Titel der Originalausgabe «Erl nü ying hsiung tschuan» wiedergebenden Vorblatt und 50 Abbildungen nach chinesischen Holzschnitten, gehört zu den populären Romanwerken des modernen China. Sein Verfasser, Wen Kang, mit dem Beinamen «Tiä Hsiän» (= Eisengeist) — 1800—1870 —, war ursprünglich ein vornehmer Mandschure, der in seinem Roman ein von ihm erträumtes, jedoch auf wirklichen Vorbildern beruhendes Idealbild schuf. Gegenüber dem großen klassischen Roman der Chinesen, «Hung loh mong», einer Art Dekadenzroman, ist der ebenso berühmte und viel beliebtere des Wen Kang erfüllt von sprühendem Leben und Optimismus. Seine Heldin, Schi San Meh, ein Teufelstmädchen, körperlich gestählt, klug, kühn, witzig, ist eine durchaus neuwertige, für den traditionellen chinesischen Roman ungewohnte Gestalt. Ihre Abenteuer mitzuerleben und sie bis zu ihrer «Bezähmung» auf ihren abenteuerlichen, von der unbändigen Natur ihres Wesens gelenkten Wegen zu begleiten, bereitet ein ungewöhnliches Vergnügen. Trotz der fast uferlosen Breite und Weite dieses Epos vom wirklichen chinesischen Leben bleibt seine Handlung zielbewußt und der Leitgedanke dem konfuzianischen Ethos vom «stillen Heroismus opferbereiter kindlicher Pietät» treu. Hier war ein geborener Fabulierer am Werk, der sich Zeit ließ und noch Zeit hatte, sein geplantes Bild zu einem jedes Detail aufmerksam festhaltenden Kolossalgemälde auszuarbeiten. Nichts ist vergessen, nichts übersehen, aber auch nichts überhöht. Die Dichte des Lebens selbst — vom verschlungenen höflichen Gespräch der Menschen über das heiter-intime Milieu, die zärtlich-groteske Liebesbezeugung bis zu der dauernd wechselnden großen Landschaft ist alles da — scheint in diesem wundervollen östlichen Roman Gestalt geworden; einem Werk übrigens, das für das Verständnis des chinesischen Menschen objektiver und unmittelbarer wirbt, als Berichte und Beschreibungen es vermöchten.

Das dem großen ukrainischen Schriftsteller Wladimir Korolenko (1853 bis 1921), einem der Generation nach Tolstoi angehörenden Erzähler gewidmete Bändchen enthält die drei von Bruno Goetz schön übersetzten Novellen «Der Traum Makars», «Der blinde Musikus» und die Titelnovelle «Der Wald rauscht». Wie die Epik Gogols, des anderen großen ukrainischen Erzählers, dessen Werk tief in die Romantik zurückreicht, hat diejenige Korolenkos

typisch ukrainische Züge, nur ist sie unproblematischer, weniger genial, aber dafür geschlossener, gesunder. Je toller es das tyrannische Polizeiregime seiner Zeit trieb, desto gefestigter, zuversichtlicher wurde Korolenko im Glauben, daß die verdrängten und aufgestauten Seelen- und Geisteskräfte des Volkes sich eines Tages befreien würden. Korolenko ist trotz seiner bitteren Erfahrungen der große, von tiefer und starker Heiterkeit beseelte Optimist unter den russischen Erzählern der letzten Zarenzeit. Viel von dieser eigenen, seine Weltanschauung stützenden frohen Zuversicht ist in seine Erzählungen eingegangen. Sie überglänt auch ihre Melancholie und kommt in seiner Naturseligkeit wie in seiner Menschenliebe zum Ausdruck. Jede der drei Erzählungen verkörpert ein typisches Stück vom großen Können dieses Meisters, und alle drei zusammen ergeben die Einheit eines Künstlers, der Kämpfer, Christ und Naturliebender in schöner Harmonie gewesen ist und seinem innigen Weltgefühl eigenwilligen dichterischen Ausdruck verliehen hat.

Die drei übrigen Publikationen haben längst weltliterarische Geltung und gehören dem Vorrat des ewig jungen Erzählungsgutes an; es sind: Hawthornes «Das Haus der sieben Giebel», Mérimées «Bartholomäusnacht» und Abbé Prévosts «Manon Lescaut». Keines bedarf einer ausführlichen Empfehlung, ihre dauernde Beliebtheit ist ihr bestes Zeugnis. Nathaniel Hawthorne (1804 bis 1864) gilt vielen als der größte amerikanische Prosaschriftsteller des 19. Jahrhunderts. Seine beiden Hauptwerke, «Der scharlachrote Buchstabe» und «Das Haus der sieben Giebel» genießen auch in Europa großes Ansehen, vor allem war letzterem von jeher ein großer Erfolg beschieden. Dieser untadelige Roman, innerhalb eines allgemeinen Problems, dem des zu überwindenden Puritanismus, die eigenen geschichtlichen Familienkonflikte des Erzählers auf ein fluchbeladenes Haus konzentrierend, meisterhaft gestaltend und die packende Handlung zu einem guten Ende führend, ist ein echter amerikanisches Erzählwerk von Schuld und Sühne und der zu erstrebenden Harmonie von Gott, Mensch und Natur.

Es ist ein besonderer Genuss, dieses Buch voll dichterischer Schönheiten in der lebendigen Uebersetzung von Harry Kahn wieder zu lesen, und in der Lektüre durch das umfassende, an einsichtigen Mitteilungen reiche Nachwort von Heinrich Straumann unterstützt, erneut zu vernehmen, wie der jahrhundertalte Fluch vom «Haus der sieben Giebel» genommen wird.

Auch über Prosper Mérimées «Die Bartholomäusnacht» braucht man nicht viele Worte zu verlieren. Dieses immer noch packende Jugendwerk des Schöpfers der französischen Novelle hat nichts an Frische und erzählerischem Reiz verloren. Mérimées kleinere Erzählungen mögen berühmter, geschlossener, zielstrebiger sein, aber keine übertrifft die Darstellung der «Bartholomäusnacht» an Ursprünglichkeit, an sachlicher Kühle, Schärfe des Blickes und Knappeit des Ausdrucks. Dieser Erzählung in der gut angeglichenen Uebersetzung von Alfred Semerau wieder zu begegnen und dazu das mit einer oberflächlichen Mérimée-Kritik abrechnende Nachwort von Maurice Rat zur Hand zu haben, berührt fast wie eine Neuentdeckung.

Manon Lescaut gehört zu den Liebesgeschichten von Weltgeltung. Daß sie nun auch in der vortrefflichen Uebersetzung von Josef Hofmiller und versehen mit vielen Illustrationen nach den Stichen von Tony Johannot in der Manesse-Bibliothek erscheint, ist sehr erfreulich.

Josef Hofmillers berühmtes Nachwort gibt über das abenteuerliche Leben des Dichters, und über die Welterfahrung von «Manon Lescaut» besonders, gute Auskunft.

Otto Basler

LUDWIG HOHL:
DIE «NOTIZEN», ODER VON DER UNVOREILIGEN VERSÖHNUNG

Die «Notizen» entstanden in den Jahren 1934 bis 1936. Der erste, 477 Seiten starke Band erschien 1944, und der zweite, noch umfangreichere, erscheint verzögernder Umstände halber jetzt, zehn Jahre später. In zwölf Hauptabteilungen, sorgsam unterteilt in numerierte Kapitel und Kapitelchen, wird über folgende Dinge geschrieben: «Vom Arbeiten», «Vom Erreichbaren und vom Unerreichbaren», «Reden, Schwatzen, Schweigen», «Der Leser», «Kunst», «Vom Schreiben» (I. Band); «Varia», «Apotheker», «Literatur», «Traum und Träume», «Vom Tod», «Bild» (II. Band). «Es ist nicht eine Sammlung von Aphorismen», sagt Hohl. Da aber das Aphoristische im Zug des Ganzen nicht zu leugnen ist und die Kapitel oder Abschnitte doch wieder eine streng logische Folge haben, ist das große Werk in seiner Sonderart nicht leicht zu kennzeichnen; es stellt ein literarisches Kuriosum dar, und man tut gut, das, was hier auf über 1000 Seiten ausgebreitet vorliegt, mit Hohls eigenen Worten anzumelden: «...So behaupten sie noch: Es kommt auf den Roman, 300 Seiten Handlung, an; — sie sehen nicht, daß die besten Bücher längst keine Romane mehr sind (nicht mehr wichtig in den *Personen* und der *Handlung*, sondern in den Auseinandersetzungen; das heißt, ihr Stoff ist der Gedanke, der innere Vorgang, nicht der äußere, den die Journalisten längst übernommen haben).» Was uns Hohl serviert, und zwar mit einem Aplomb, der zum Aufhorchen zwingt, ist ein *aphoristischer Roman*; ein Roman in der Form vielleicht, wie er in hundert oder mehr Jahren — wenn die Kritik nicht mehr «fünfzig Jahre hinterher» ist — einmal Mode sein wird. Hohl macht über die gegenwärtig problematische Uebergangsform des Romans hinweg den kühnen Sprung in die Zukunft. So mag ihn die Gegenwartskritik wenig genieren. Uebrigens: «Die Kritik, wie sie im allgemeinen geübt wird, gehört in den Bezirk des Amüsanten, möge sie tadelnd oder lobend sein.» Das läßt sich hören, macht Mut und Freude. Da nun Hohls großes Prosawerk zum größten Teil ein *kritisches*, ein *wertendes* Werk ist, muß es, nach des Verfassers eigener Meinung, *amüsant* sein. Und das *ist* es — im Guten wie im Bösen. Wahre Kunst ist immer unterhaltend, besser: anstrengend unterhaltend; man täte Hohl unrecht, wenn man seiner imponierenden schriftstellerischen Leistung, die seine «Notizen» in vollem Sinne darstellen, einen Kunstwert von hohen Graden nicht zugestehen würde. Er liegt einmal in der sprachlichen Originalität, in der lapidaren, kristallinen Ausdrucksweise. Man liest seinen äußerlich entstofflichten «Roman», auch wenn er von bedenklicher Länge ist, gespannt von Anfang bis Ende — eingespannt in dieses skurrile geistige Unternehmen ohne Vorbild. Die durchgehende Antithetik ersetzt die stoffliche Vorwärtsbewegung der äußeren Handlung. Den Stoff als solchen beizubringen ist Sache und Aufgabe des Lesers. Daß er die Phantasie dazu hat, muß ihm der Verfasser zumuten. Aber nicht nur Phantasie — «Phantasie ist das gewaltigste geistige Vermögen» —, als Gabe, den umrisstenen geistigen Raum mit eigenen Zugaben zu beleben, sondern auch die Fähigkeit, in die erregende Diskussion sich persönlich einzuschalten. Denn das Buch stellt geistige Aufgaben, und darin besteht vielleicht sein vornehmster Reiz. Dem so lesenden Leser wird dann auch die durchaus romanhafte zweite Hälfte des Titels — «oder von der unvoreiligen Versöhnung» — verständlich; denn das ist die eigentliche, kennzeichnende Ueberschrift. Diese Versöhnung herzustellen ist der Autor ernstlich bestrebt, und ihrer teilhaftig zu sein muß sich der Leser bemühen; das heißt, er muß sich den von ihm geforderten Anstrengungen unterziehen. So ist das gemeint:

«Aus einem denkenden Menschen läßt sich alles machen, aber aus einem nicht denkenden leider — nicht wenig, sondern nichts.»

Wie sehr Hohls Buch ein Roman ist und wie sehr seine Form der Roman-auffassung des Verfassers entspricht, vernehmen wir hier: «... die wirklichen Romane waren unwirklich geworden und in einer Form, die kein wirklicher Roman war, erschien die Wirklichkeit...» Hohls «Notizen» sind ein *polemischer* Roman — der Titel sagt es *a priori*, und die Lektüre bestätigt es. Hohl *will* eine «Polemik, die (unmittelbar) Resultate schafft, beide Teilnehmer — und die Welt — bereichert...» Bedingung dafür ist, daß in beiden Teilnehmern etwas Gleichartiges und Positives sei...» Der «gute Wille» zu derselben Sache kann schon viel erreichen, kann genügen. Hier ganz entschieden für die *Versöhnung*. Doch Hohl stellt ihr so viele Bedenken, Vorbehalte, kontinuierlich abgewandelte Gegengründe, geistige und sachliche Hindernisse in den Weg, daß sie bestimmt nicht voreilig zustande kommt. Daß sie aber *doch* zustande kommt — eben *unvoreilig* —, das ist der Anlage von Hohls Roman-unikum zu verdanken: es ist die *humoristische*. Das darf nicht übersehen werden! Besonders der unmittelbar aufnehmende, empfindliche Leser, der das ketzerische Buch zum Teufel wünschen möchte, wenn seine Frechheiten und gewisse Invektiven oder die Arroganz blasphemischer Anzüglichkeiten ihn anzuwidern beginnen, tut gut, sich Anlage und Einheit des Buches beständig gegenwärtig zu halten. Hohl bittet ja auf der andern Seite — man übersehe auch darin die humoristische Pointe nicht! — in rührender, zu seinem allgemeinen Anspruch und Auftreten scheinbar im Widerspruch stehender, jedoch den *wahren* Hohl kundgebender Selbstbescheidung um Verständnis, um Milde und gerechtes Maß: «... Miß mich nur mit dem Maß, mit dem ich messe (maß). Mit keinem strengerem.» Daß an ein geistiges Werk von dieser Gestalt, das «lachende Wahrheiten», auch grimmig, höhnisch lachende, in Fülle ausstreut, kein althergebrachtes, auch kein einheitliches Maß angelegt werden kann, liegt auf der Hand. Es *will* den Widerspruch, die Auseinandersetzung, die *Polemik* — aber es *will* endlich auch die *Versöhnung*. Seine innerstoffliche Spannungs- und geistige Schwingungsweite ist immens. Partien von lyrischer Schönheit, Sanftheit und Anmut und solche von nicht zu überbietender Härte, dramatischer Hitze und Grausamkeit lösen einander ab; nichts ist lau, halbhart, halbweich. Auch wo die Rede sanft, verhalten ist, bleibt der Wille, sich überzeugend mitzuteilen, eisern. Reden ist stets *Ueberreden*. Hohl sagt es selber: «Worte, die nicht Gewalt antun, sind nur in dem Fall Worte, daß du stumpfsinnig bist. (Im andern Fall sind sie Plagiat.)» Hohl kann seine eigene Gestalt nach Sinn und Zweck seines Auftretens verändern; er kommt als Schaf, als Wolf im Schafspelz und als reißendes Wildtier mit gesträubtem Fell. Derselbe bleibt er *immer*. Im Roman taucht er unter, wenn er will, und läßt andere in Bild und Wort für seine Sache zeugen, oder er läßt sich von der Woge tragen, den Blick stets aufs Ziel gerichtet. Er stellt sich bewußt abseits, als Individuum, als Künstler, Kritiker. Die Bewußtheit ist angeboren, wesenseigen-eigensinnig, Ausdruck von: Hier stehe ich...! Das ist so gemeint: «*Exklusivität* ziemt nur dem, der Großes leistet...» Seine Klage ist mehr Anklage, wie es der geistige Ablauf des Romans erfordert. Es soll so sein, denn: «Wer nicht weiß, daß *Polemik* eine *literarische Gattung* ist, ebenbürtig jeder andern, der weiß in dieser Sache nichts...» Die Personen, die er angreift, greift er um einer Sache willen an, die sie vertreten oder die mit ihrem Namen in zufälliger Verbindung steht. So fällt auch nicht sonderlich aus dem Rahmen, was er gegen Gottfried Kellers Lyrik vorzubringen hat, namentlich mit ätzender Schärfe gegen das «*Abendlied*», «*Augen, meine lieben Fensterlein*». Hier

mag mitgehen, wer Lust hat und sich beherrschen kann. Auch wo Hohl, wie etwa im «Literarischen Schatzkästlein», sehr persönlich wird, fällt es schwer, die Ruhe zu bewahren. Aber man kann es, wenn man an den Roman als Ganzes denkt und nicht vergißt, daß mit dem statuierten Exempel ein Allgemeines gemeint ist. Um Verhöhnung kann es sich ja nicht handeln, denn Hohl hat selber genau umschrieben, wie die von ihm postulierte polemische Auseinandersetzung gemeint ist. Aber wenn im Zusammenhang mit Hohl einmal das Wort «zuchtlose Intelligenz» gefallen ist, so muß es sich auf Aeußerungen wie die hier festgehaltenen und ähnliche beziehen. Gewiß: «Man kann Wahrheiten wie die Gesichte nicht aufbewahren. Was sind Worte? Nicht viel mehr als ein Gesicht.» Aber es steht auch geschrieben: «Schauen ist tatsächlich alles, Wissen geht immer fehl...» Denken geht ihm vor Wissen; die *Wahrheit* zu erdenken, bereitet ihm ein Hochgefühl. Durch die Verwirklichung der folgenden Erkenntnis wird Hohls faszinierendes Denkgebäude zum Gedankenepos: «Was die größte Herrlichkeit, das höchste Glück ist? Wenn das subjektive Denken plötzlich ins objektive umschlägt. Das ist genau ein Augenblick wie der, in dem man den Tod überwunden hat; es ist derselbe Vorgang; man kann den Tod nur so überwinden.» Nichts anderes will Hohl mit seinen «Notizen» erreichen, und zwar mit allen, auch den persönlich herausfordernden, als sein *Subjektives ins Objektive* umzuwandeln, im Einzelnen nicht das Werdende zu sehen, sondern das immer Fertige, für sich Bestehende. Nur so bleibt es Baustein. Und so wird das Opfer zum Märtyrer, zum Eckstein. —

Hohls Liebe zu großen Geistern der Vergangenheit und Gegenwart bricht seiner Abneigung gegen andere, nicht minder geliebte und angesehene, die Spitze. Seine Kriterien sind nicht einheitlich, oft schwer erkennbar, kaum durchschaubar. Aber er will ja gar nicht, daß man mit ihm gleicher Meinung sei, das machte letzten Endes seine riesige polemische Leistung überflüssig. Man muß sich hüten, diesem sensiblen, überstark empfindenden Poeten auf den Leim zu gehen. Akzente und Nüancen sind so klug verteilt und die Gewichte so genau überlegt gesetzt, daß es sehr schwerfällt, zwischen pervertierter Liebe und ernstgemeinter Abneigung zu unterscheiden. Die Hektik täuscht. Und, Hohl ist ein großer Liebender und ein großer Humorist — das darf man nicht vergessen. Beide bilden eine wunderliche Einheit. Man hat ihn im Verdacht, daß er gerade da, wo er grollt und zischt, es oft recht herzlich meint. Sein Romangebilde erträgt, ja verlangt das; es ist vielleicht sein integrierender Impuls. Sein Gelächter hat unendlich viele Stärkegrade und Nüancen. Nie nimmt er sich selber aus, und das nimmt Mitteilungen, deren Schroffheit wehtut, die äußerste Schärfe. Nicht zu übersehen: Die Liebe ist immer da, auch die enttäuschte, und hilft mit, Denken und Aussage zu lenken. Das versöhnt mit manchem — unvoreilig. Keiner, der sich mit den «Notizen» ernstlich beschäftigt — eine andere Beschäftigung zählt freilich nicht — kann den Leidenden, der dahintersteht, übersehen, den leidend Suchenden, Gequälten, in Verzweiflung Lachenden; den, der den Mut und die Heiterkeit aufbringt, in dieser Form den eigenen Lebensroman zu schreiben, wissend, daß er sich damit in noch größere Einsamkeit hineingeschrieben hat. Wer solches wagt, der hat echten Humor und verfügt auch sonst über Gaben, die nicht alltäglich sind. Die Ergebnisse liegen vor. Ob man sie annimmt oder ablehnt, tut nichts zur Sache. Wichtiger ist, daß sie aus dem Busch klopfen und zu erregenden geistigen Uebungen Anlaß geben; das ist der Gewinn. Denn darum geht es: «Aber dennoch meine ich, nein, bin ich überzeugt, daß jeder gerade nur dadurch lebt, wie er die Welt doch verändert, und sollte diese durch ihn geschehende Veränderung noch so gering sein» (Artemis-Verlag, Zürich).

O. B.